

# Mächtige Gefühle von A bis Z

Joachim Scholtyseck

Ein lexikalisch aufgebautes Buch über Gefühle bietet theoretisch eine gute Grundlage zu einem Thema, das sich in den letzten Jahrzehnten eines wachsenden Interesses erfreut: Warum haben Menschen Angst, warum freuen sie sich, warum sind sie verärgert, warum gar sind sie gewalttätig? Warum haben und zeigen sie Emotionen? Das Thema an sich ist so alt wie die Menschheit, seit sie sich über ihre Existenz Rechenschaft gibt. Wissenschaft und Literatur haben sich seit Jahrtausenden Gedanken über die schwierig zu bestimmenden menschlichen Verhaltensweisen gemacht. Ein Schlüsselwerk für moderne Gefühlswelten stellte dabei das vom französischen Soziologen und Mediziner Gustave Le Bon 1895 veröffentlichte und im Jahr 1912 ins Deutsche übersetzte Werk über die „Psychologie der Massen“ dar, das bis heute als Klassiker unbedingte lesenswert ist: Le Bon beschäftigte nicht zuletzt das beunruhigende Phänomen, dass Menschen, sobald sie sich in einer Massenkongfiguration bewegen, ihre Kritikfähigkeit verlieren. Die totalitären Bewegungen und Regimes des 20. Jahrhunderts – vom italienischen Faschismus über den Stalinismus bis zum Nationalsozialismus – haben auf erschreckende Weise gezeigt, wie einfach es im ideologisch aufgeladenen Massenzeitalter ist, den Menschen emotional so zu verbiegen, dass er scheinbar mühelos die Grenze zur Barbarei überschreitet. Diese Konsequenzen emotionaler Kollektivität hat – ein weiteres Schlüsselwerk – im Jahr 1960 Elias Canetti in seiner Betrachtung zu „Masse und Macht“ in erschreckender Nüchternheit beschrieben.



**Professor Dr. Joachim Scholtyseck**  
Institut für Geschichtswissenschaft  
Universität Bonn

Ute Frevert, *Mächtige Gefühle von A wie Angst bis Z wie Zuneigung*  
– Deutsche Geschichte seit 1900. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main  
2020



Emotionen sind also eine ernstzunehmende und bisweilen gefährliche Angelegenheit. Aber der Schub der Veröffentlichungen in jüngster Zeit hängt zweifellos damit zusammen, dass die Erkenntnisse verschiedener Disziplinen inzwischen neue Einblicke in den menschlichen Emotionshaushalt ermöglichen.

In dem hier vorzustellenden Buch präsentiert die Verfasserin auf knapp 500 Seiten genau zwanzig „Gefühle“, die nach einem einführenden Kapitel über „Die Macht der Gefühle und die deutsche Geschichte“ der Reihe nach in Artikeln von etwa 20 Seiten Umfang abgehandelt werden: Angst, Demut, Ehre, Ekel, Empathie, Freude, Geborgenheit, Hass, Hoffnung, Liebe, Neid, Neugier, Nostalgie, Scham, Solidarität, Stolz, Trauer, Vertrauen, Wut und Zuneigung. Die Autorin ist Direktorin des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin, wo sie den dortigen Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“ leitet und für eine solche Aufgabe prädestiniert ist.

Nach der Lektüre stellt sich allerdings das Gefühl ein, dass die Artikel nach dem Prinzip des Zettelkastens angefertigt worden sind: Oberflächlichkeit und Beliebigkeit überwiegen, während die Analyse auf der Strecke bleibt. Für jedes der katalogisierten Gefühle gibt es einen Schnelldurchgang durch das 20. und frühe 21. Jahrhundert. Alle genannten Gefühle gab es epochenübergreifend sowohl im deutschen Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“, sie gab es in der DDR und sie gibt es in der Bundesrepublik. Aber wie genau lassen sich Gefühle messen und vor allem bewerten?

Bei der Beantwortung dieser Frage liegt der Teufel im Detail. In der praktischen Anwendung rächt es sich, dass „Gefühle“ inzwischen eine Mode geworden sind, mit der sich viele Disziplinen beschäftigen: nicht nur die Geschichtswissenschaft, sondern auch die Neurobiologie, die Philosophie, die Psychologie und die Kommunikationswissenschaft. Inzwischen gibt es zudem bereits Erkennungssoftware, die nach bestimmten Kriterien nicht nur Gesichter, sondern auch Grundemotionen wie Wut, Angst und Freude erkennen kann und damit auch der Künstlichen Intelligenz die Türen für die Emotionsforschung öffnet. Allerlei Aufrufe zu einer „Interdisziplinarität“ haben, bisher jedenfalls, zu keinen befriedigenden Ergebnissen geführt, was auch daran liegen mag, dass über begriffliche Probleme noch gar keine Einigkeit besteht – der kleinste gemeinsame Nenner ist wohl der Konsens, dass sich Gefühle aus einer „angeborenen physiologischen und einer sozial erlernten Komponente zusammensetzen.“<sup>1</sup>

Einigkeit besteht weitgehend darüber, dass Emotionen „typischerweise gegenstandsarm und unpräzise“<sup>2</sup> sind und meist „in einer Mischung verschiedener Gefühle“ auftreten.<sup>3</sup> Die offenkundige Notwendigkeit der Beachtung biosozialer Komponenten als Ergänzung historischer, sozialer und kultureller Aspekte macht die Beschäftigung mit Gefühlen bzw. das, was man im angloamerikanischen Sprachgebrauch „emotional regimes“ nennt, nicht eben leichter. Die Neuro- und Kognitionswissenschaften erheben einen eigenen Geltungsanspruch auf die Erklärung der Gefühlswelten. Gerade die neurowissenschaftlichen Interpretationen stellen die Geisteswissenschaften vor neue Herausforderungen. Historikern ist das Feld von Neurotransmittern, Botenstoffen, Serotonin und Endorphinen nämlich fremd. Sie sind in der Regel überfordert, wenn sie die neuesten Ergebnisse der Hirnforschung und der benachbar-

ten Gebiete für ihre Beurteilung von Gefühlshaushalten nutzen sollen. Historiker bedienen sich bei ihrer Navigation auf dem Feld der „emotional regimes“ daher immer noch vornehmlich ihres „gesunden Menschenverstandes“, wie William Reddy, einer der bedeutendsten Emotionsforscher einmal gemeint hat.<sup>4</sup> Wie jedoch diese Gefühlswelten, die in unterschiedlichsten Kontexten und Mischungsverhältnissen auftreten, methodisch sauber zu erfassen sind, ist von Hans-Ulrich Wehler, einem der Emotionsforschung besonders skeptisch gegenüberstehenden Historiker, einmal als 100.000-Dollar-Frage bezeichnet worden.<sup>5</sup>

Mit diesen Ambivalenzen, Ambiguitäten und Ungewissheiten will sich die Verfasserin aber nicht intensiv beschäftigen, obwohl sie selbst bereits einmal zur Frage Stellung genommen hat, wie Gefühle in die Geschichtsschreibung integriert werden können.<sup>6</sup> Ist es die Sorge, den Leser bei den schwierigen Fragen zu Definitionen zu überfordern? Wer legt fest, was ein gutes oder schätzenswertes Gefühl ist und was andererseits ein schlechtes oder verachtenswertes Gefühl ist? Das Buch ist von Allgemeinplätzen und Banalitäten nur so durchzogen. Es soll nur an wenigen Beispielen gezeigt werden, dass die Sachverhalte viel komplexer sind, als die Verfasserin uns glauben machen möchte. Zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges heißt es: „Nicht wenige begrüßten ihn mit großer Begeisterung und hegten große Hoffnungen, die sich selten erfüllten“ (S. 15). So zutreffend diese Beschreibung im Einzelnen sein mag, würde man gerne erfahren, welche Schichten und Milieus sich denn begeistert gezeigt hatten und welche Gründe es dafür gab. War es Nationalstolz? War es der ehrliche Glaube, gegen aggressive Mächte einen Verteidigungskrieg zu führen? Oder waren es in Begeisterung umschlagende Machtgelüste, gleichsam ein Vorgeschmack für das, was im „Dritten Reich“ folgen würde? Historiker haben die Gemengelage dieser Gefühlswelten quellenorientiert seziert, aber bei Frevert ist jenseits ihrer apodiktischen Behauptungen davon keine Rede mehr. Christian Geinitz, Michael Stöcker und Stephen Schröder haben in ihren Studien zum Augusterlebnis auch deutlich gezeigt, dass das, was viele als Kriegsbegeisterung auf den Straßen wahrgenommen haben, sich oft an sehr konkreten und fassbaren Anlässen wie dem Spielen einer Musikkapelle, dem Ausrücken der Truppenverbände oder den Ansprachen von Militärs etc. entzündete. Ob das wirklich reine Kriegsbegeisterung war, ist also mehr als fraglich.

Ähnliche Beispiele ließen sich für jede einzelne Seite des Buches anführen: Wie sieht es bei der „Liebe“ aus, einem Gefühl, das auch nach Ansicht der Autorin zumindest „unübersichtlich“ ist und in „verschiedenen Aggregatzuständen“ auftritt? „Sie changiert zwischen heiß und brennend, lau und zehrend, mild und sanft. Sie wechselt zwischen schmachtendem Verliebtsein und rasendem Begehren, bedingungsloser Hingabe und zärtlicher Fürsorge. All das geschieht zwischen Männern und Frauen, aber auch zwischen Frauen und Frauen und Männern und Männern. Sexualität spielt eine wichtige Rolle; welche genau, unterscheidet sich von Beziehung zu Beziehung“. Jenseits solcher Allgemeinplätze sind die angeführten Beispiele dann allerdings wieder zweifelhaft. Zur DDR heißt es: „Insgesamt scheint das Liebesleben bewegter gewesen zu sein als im Westen.“ (S. 221.). Belegt wird diese Behauptung lediglich durch eine Feststellung des ostdeutschen Historikers Stefan Wolle, man habe in

der DDR „mehr Zeit für sowas, mehr Lust am Fremdgehen“ gehabt: „Man ist unbefangener, es war ja für alles gesorgt, die Kinder willkommen, die Arbeit sicher.“ Dass der gleiche Stefan Wolle in seinem lesenswerten Buch über die „heile Welt der Diktatur“ zu sehr viel differenzierten Urteilen über die „Liebe“ in der DDR kommt und dass Anna Kaminsky in ihrem Werk über Frauen in der DDR ein geradezu vernichtendes Bild der patriarchalischen SED-Diktatur zeichnet, in der Frauen in ihrer Doppelrolle als Gattinnen und Berufstätige geradezu zerrieben wurden und für „Liebe“ im Alltagsleben kaum Zeit hatten, bleibt unterbelichtet.<sup>7</sup>

Es wäre ehrlich gewesen, wenn die Verfasserin zugegeben hätte, dass sie sich als Historikerin bei der Beurteilung von Gefühlswelten weiterhin auf besonders unsicherem Terrain befindet. Aber nach solchen Hinweisen sucht man im Buch vergebens. Die Verfasserin macht es sich zu leicht, wenn sie begründet, warum sie sich für ein lexikalisches Gerüst und gegen eine chronologisch geordnete deutsche Gefühlsgeschichte entschieden hat: „Eine allgemeine, von Anfang bis Ende durchkomponierte Gefühlsgeschichte (...) wäre voreilig, unausgegoren und naseweis. Zum einen fehlt es dafür an Vorarbeiten und akribischer Detailforschung. Zum anderen ist mir nicht an einer neuen Meistererzählung (davon gibt es schon genug) gelegen“ (S. 26). Diese Vorgehensweise erlaubt dem Leser, wie ihm vorgeschlagen wird, „nach Lust und Laune“ im Buch zu blättern und sich von der „persönlichen Neugier“ leiten zu lassen, aber dies verstärkt wiederum den Eindruck der Beliebigkeit. Der Leser wird mit Emotionsbeispielen förmlich überrannt, ohne eine wirkliche Strukturierung vorgeschlagen zu bekommen bzw. sie selbst vornehmen zu können. Verallgemeinerungen und Beispiele für Emotionen werden aneinandergereiht, ohne kenntlich zu machen, wie signifikant oder repräsentativ sie wirklich waren – ein weiterer Beweis, dass es eben nicht leicht ist, sie zu „messen“. Es wimmelt dagegen von diffusen Kategorisierungen: „Viele“ Deutsche, „Längst nicht alle“ Deutschen, „manche“ Deutsche, „einige“ Deutsche – diese Unbestimmtheit und mangelnde Quantifizierung hemmen die Lesefreude und den Erkenntnisgewinn erheblich.

Es ist schwer zu erkennen, warum Frau Frevert die aktuellen theoretischen Debatten über „Emotionen“ und „emotional regimes“ und die Grenzen ihrer wissenschaftlichen Anwendbarkeit völlig ausblendet. Hier hätte sich angeboten, auf die Entwicklungsschritte der Forschung einzugehen und manche Aspekte aufzunehmen, die nach wie vor umstritten sind und kontrovers diskutiert werden.

Ein weiteres Manko des Buches mindert ebenfalls seinen Wert: Die Verfasserin möchte dem Leser mit ihrer Beispielauswahl immer wieder nahelegen, welche Gefühle „positiv“ und welche Emotionen andererseits verachtenswert sind. Der belehrende Ton verhindert eine ehrliche wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Thema. Es ist eine verschenkte Chance, denn in zahlreichen der historischen Passagen, die Frau Frevert anführt, sind Beispiele dafür genannt, wie zwiespältig unser Gefühlshaushalt ist: Das „Age of Extremes“, wie der britische Historiker Eric Hobsbawm das 20. Jahrhundert bezeichnet hat, hat deutlich gemacht, wie sorgsam mit Gefühlen und ihrer potentiell destruktiven Macht umgegangen werden muss. Das hier vorgelegte Buch im Plauderton ist dafür leider keine wirkliche Hilfe und die selbstgestellte Erwartung von „Kontext, Einbettung und Differenzierung“ (S. 29) wird be-

dauerlicherweise nicht eingelöst. Das Buch über „Mächtige Gefühle“ richtet sich an ein breites Publikum. Es ist deshalb weniger für die politische Bildung und die wissenschaftlichen Bibliotheken geeignet.

## Anmerkungen

- 1 Hélène Miard-Delacroix/Andreas Wirsching, Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg, in: Dies. (Hrsg.), Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg, Berlin/Boston 2020, S. 1-22, hier S. 2.
- 2 Gerhard Roth, Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert, Frankfurt am Main 2003, S. 297.
- 3 Patrick Bormann/Thomas Freiburger/Judith Michel, Theoretische Überlegungen zum Thema Angst in den Internationalen Beziehungen, in: Dies. (Hrsg.), Angst in den Internationalen Beziehungen. Göttingen 2010, S. 29.
- 4 Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle? William Reddy, Barbara Rosenwein und Peter Stearns im Gespräch mit Jan Plamper, in: WerkstattGeschichte 54 (2010), S. 39-69, hier S. 40.
- 5 Hans-Ulrich Wehler, Emotionen in der Geschichte. Sind soziale Klassen auch emotionale Klassen?, in: Christof Dipper/Lutz Klinkhammer/Alexander Nützenadel (Hrsg.), Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder, Berlin 2000, S. 461-473, hier S. 468.
- 6 Ute Frevert, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?, in: Geschichte und Gesellschaft 35 (2009), S. 183-208.
- 7 Stefan Wolle, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989, Berlin 1998, Neuaufgabe 2013; Anna Kaminsky, Frauen in der DDR, Berlin 2013.